

REZENSION

**Madeleine Dreyfus: „Ein ziemlich jüdisches Leben“. Säkulare Identitäten im Spannungsfeld interreligiöser Beziehungen**

*Madeleine Dreyfus: „Ein ziemlich jüdisches Leben“. Säkulare Identitäten im Spannungsfeld interreligiöser Beziehungen, (= Reihe Jüdische Moderne, Bd. 16), Köln: Böhlau Verlag 2016, 296 S., ISBN: 9783412503505, EUR 40,00.*

**Besprochen von Noëmi Sibold.**

Das Zitat im Titel stammt aus einem Interview mit einem Schweizer Juden, der mit einer nichtjüdischen Frau verheiratet ist. Diese ist zwar nicht bereit, ins Judentum überzutreten, doch hat sich das Elternpaar entschieden, die Kinder jüdisch zu erziehen, um ihnen eine jüdische Identität zu vermitteln: „Ich finde, wir haben ein ziemlich jüdisches Leben, nicht weniger ... als wenn ich mit einer jüdischen Frau verheiratet wäre! Wir feiern jeden Freitag Schabbat, wir feiern alle Feste [...]“ (S. 191). Dennoch bleibt aufgrund des Gebots der matrilinearen Transmission des Judentums die schmerzhafteste Unsicherheit, ob die Kinder sich als jüdisch identifizieren werden und ob sie von der jüdischen Gemeinschaft als Juden akzeptiert werden.

Madeleine Dreyfus, Psychoanalytikerin und Kulturanthropologin, nimmt sich in ihrer Dissertation, die in der Reihe Jüdische Moderne des Böhlau-Verlages erschienen ist, einem für die jüdischen Gemeinschaften dringlichen Thema an. Es geht um das Erleben und den Umgang mit in interreligiösen Beziehungen lebenden Juden und Jüdinnen bzw. ihren Partnerinnen und Partnern und Kindern, die aus gemischt religiösen Beziehungen hervorgehen – ein Thema, das von offizieller jüdischer Seite in der Schweiz und in Westeuropa bis jetzt noch viel zu wenig Beachtung findet. Die meisten Paare, die in gemischten Partnerschaften leben, müssten sich mit dem Gefühl auseinandersetzen, die jüdische Herkunft zu verraten, schreibt die Autorin im Vorwort. Dies war auch ihre persönliche Erfahrung. Aufgewachsen in einer modern-orthodoxen Familie setzte sie sich kritisch mit den Erwartungen und Werten ihrer Herkunftsfamilie auseinander und ist heute mit einem nichtjüdischen Mann verheiratet. Mit ihrer Studie verfolgt sie denn auch ein klares Ziel: Ohne dass es ihr von Anfang an bewusst gewesen sei, gehe es „um die Beweisführung, dass säkular oder nichtorthodox lebende Menschen in gemischten Beziehungen eine intensive und ernst zu nehmende Auseinandersetzung mit ihrem Jüdischsein leben können“ (S. 10). Die Autorin vertritt den Standpunkt, dass es für eine jüdische Identität auf die „Ernsthaftigkeit der Beschäftigung“ mit dem Jüdischsein ankomme und nicht auf die Partnerwahl.

Im Zentrum der Studie steht die Frage, wie zu Beginn des 21. Jahrhunderts jüdische Identitäten in interreligiösen Beziehungen aussehen und wie sie an die nächste Generation weitergegeben werden. Auf der Grundlage von 15 Interviews, die die Autorin in Deutschschweizer Städten geführt hat, werden Identitätskonstruktionen untersucht, die sich im Zusammenhang mit der Transmission der Zugehörigkeit zum Judentum „im

Konvergenzbereich zwischen jüdisch und nichtjüdisch manifestieren“. Die Autorin geht von einem Konzept von Identität aus, das als „spezifisches Gefühl für Eigenschaften [...], die als wesentlich zum Eigenen gehörend“ definiert werden kann. Identität wird als „Grenzbegriff zwischen Kollektiv und Individuum“ verstanden, der in einem zeitlich und räumlich verordneten Prozess über diskursive Formationen und kulturelle Symbole fortlaufend konstruiert wird (S. 17).

Die Studie gliedert sich in zwei Teile und schließt mit Schlussbetrachtungen der Autorin ab. Im ersten theoretischen Teil werden die Grundlagen, die für jüdische Identitätskonstruktionen zentral sind, aus kulturwissenschaftlicher, historischer, rechtlicher, sozial- und religionswissenschaftlicher Perspektive aufgearbeitet. Einleitend wird die Thematisierung von gemischt-religiösen Beziehungen in Literatur, Musical und Film beleuchtet. Ein nächstes Kapitel widmet sich aus historischer Perspektive den Themen Akkulturation und Assimilation von Jüdinnen und Juden an und in die bürgerliche Gesellschaft, einem „prekären“ Prozess, der zu einer Vielfalt jüdischer Lebensentwürfe und einem Anstieg von interreligiösen Ehen führte. In einem nächsten Teil werden Merkmale des jüdischen Religionsgesetzes vorgestellt, die zentral sind, um die komplexen Vorschriften zu Übertritten und interreligiösen Ehen erfassen zu können, wobei insbesondere zwei Konfliktbereiche – die Motivation der Übertretenden und die Einhaltung der Gesetze – im Fokus stehen. Dabei zeigt die Autorin auf, dass es diesbezüglich schon in früheren Zeiten unterschiedliche Auslegungen gab. Im Weiteren wird die Funktion des Rabbinats im 20. und 21. Jahrhundert beleuchtet. So wird der rabbinischen Autorität auch heute noch, im säkularen Milieu der Einheitsgemeinde, eine zentrale Rolle als „Gatekeeper“ zugesprochen: Sie ist die Instanz, die entscheidet, ob jemand als jüdisch anerkannt wird oder nicht.

Ein weiterer Abschnitt in diesem Kapitel widmet sich den „Mischehenverboten“ im Judentum, die sich an verschiedenen biblischen Stellen finden. Die Autorin kommt zum Schluss, dass das „Mischehenverbot“ – „wie heute der Aufruf zu mehr innerjüdischen Ehen – Zeichen einer Identitätskrise, Ausschluss und Besinnung nach innen und eine mögliche Antwort auf ‚Assimilation‘ aber auch Ausdruck eines Anspruchs auf Definitionsmacht“ sei (S. 72). Ein nächstes Kapitel geht den Pluralisierungstendenzen in den jüdischen Gemeinschaften nach und wirft einen Blick auf die Entstehung der Gemeinden in der Schweiz, aber auch über die Landesgrenze hinaus, insbesondere in die USA. Das letzte Kapitel im ersten Teil beleuchtet anhand sozialwissenschaftlicher Untersuchungen gesellschaftliche und soziologische Perspektiven und schließt mit einer Analyse des Umgangs mit dem Thema interreligiöse Ehen und Übertritten in der Schweiz, womit das Umfeld betrachtet wird, in dem sich die Gesprächspartnerinnen und -partner bewegen.

Im zweiten Teil kommen diese dann selbst zu Wort. Die Auswertungen der mittels der Methode der Psychoanalyse interpretierten Interviews werden in thematisch gegliederten Kapiteln dargelegt.

Im ersten Kapitel erfährt man, wie sich Menschen fühlen können, die von der Vaterseite her jüdische Wurzeln haben und deshalb zwar nicht „halachisch“, aber doch „irgendwie jüdisch“ sind. Es werden die Schwierigkeiten aufgezeigt, die sich sowohl jüdischen Vätern als auch Müttern stellen, denen für die Kindererziehung jüdische Identifikationsfiguren fehlen. Der Leser, die Leserin erhält intime und berührende

Einblicke in die Sehnsucht nach Zugehörigkeit, in die schmerzhaften Erfahrungen, vom „richtigen“ Judentum ausgeschlossen zu sein, und in die damit verbundene Ohnmacht. Deutlich wird „die Abhängigkeit von der Anerkennung durch die jüdischen Autoritäten, die mit der Selbstdefinition als jüdische Männer und Väter kollidiert“ (S. 165). Dabei steht die mangelnde Anerkennung in unauflösbarem Widerspruch zum eigenen Empfinden, wie die Autorin feststellt.

Im Kapitel „Kindheitsmuster“ stehen die Transmission und die sie beeinflussenden eigenen Kindheitserfahrungen im Vordergrund. Die zentrale Frage ist dabei, ob Jüdischsein überhaupt erlernbar sei. In den Gesprächen wird nicht nur der Druck zum Übertritt, sondern auch die Skepsis über das Gelingen von Übertritten zum Ausdruck gebracht – dies aufgrund der Vorstellung, dass sich jüdisch zu fühlen nicht lernbar ist, wenn man selbst keine jüdische Kindheit hatte. Die Autorin stellt fest, dass die Skepsis gegenüber der „emotionalen Authentizität von Übertritten“ nicht mit dem „Ideal einer in alle Richtungen durchlässigen Gesellschaft“ übereinstimmt (S. 181). Dies werfe letztlich die schwierige Frage auf, was an der eigenen Identität wandelbar sei und was nicht.

In einem nächsten Kapitel werden die Aushandlungs- und Entscheidungsfindungsprozesse ausgelotet, die sich Paaren bei der Frage „Mischehe oder Übertritt“ (S. 189) stellen, und nach den komplexen Beweggründen der Einzelnen gefragt. Ein weiteres Kapitel leuchtet die Frage nach dem Transzendenzbezug aus und zeigt auf, welche Spannungsfelder sich ergeben können zwischen der eigenen christlich geprägten Religiosität und der Weitergabe des Judentums an die Kinder. Deutlich kommt hier das Gefühl zum Ausdruck, von institutioneller jüdischer Seite mit den Selbstzweifeln und offenen Fragen alleingelassen zu werden. Im letzten Kapitel wird schließlich auf die Nachwirkungen der Schoah eingegangen sowie auf den Tod und die Frage, wo jemand beerdigt sein möchte – die letzte Möglichkeit, die eigene Identität zu markieren.

Besonders wertvoll ist, dass die vorliegende Studie nicht in essentialistischer Weise nach „dem Judentum“ und „dem Jüdischen“ fragt, sondern dass aus der Perspektive der Akteure aufgezeigt wird, wie sie ihr Jüdischsein leben und erleben. Es gelingt der Autorin auf eindrückliche Weise aufzuzeigen, wie vielfältig heute Jüdischsein ausgestaltet werden kann und wie komplex die damit verbundenen Prozesse sind, insbesondere dann, wenn Menschen die Wahrhaftigkeit oder die Legitimität ihres Engagements abgesprochen werden. Auch wenn sich Wiederholungen im ganzen Buch nicht vermeiden ließen, so ist vor allem die sorgfältige Sprache, die differenzierte Verwendung von Begriffen und der reflektierte und offene Umgang mit der eigenen Betroffenheit und der persönlichen Haltung hervorzuheben. Der Umstand, dass die Autorin sowohl Kulturwissenschaftlerin als auch Psychoanalytikerin ist, gibt der Studie ihre besondere Qualität und Tiefe. Beeindruckend ist die große Empathie, mit welcher die Autorin die Gespräche auswertet und interpretiert. Das schmerzhaft Ringen um Akzeptanz, das Gefühl, trotz großer Anstrengungen nie „ganz“ jüdisch zu sein, werden der Leserin und dem Leser auf berührende Weise vor Augen geführt. Damit bleibt der Studie eine möglichst breite Leserschaft zu wünschen, insbesondere in Kreisen, die über die formale Definitionsmacht über die Zugehörigkeit verfügen.

**Zitiervorschlag** Noëmi Sibold : Rezension zu: Madeleine Dreyfus: „Ein ziemlich jüdisches Leben“. Säkulare Identitäten im Spannungsfeld interreligiöser Beziehungen, in: Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung, 12 (2018), 23 S. 1–4, online unter [http://www.medaon.de/pdf/medaon\\_23\\_sibold.pdf](http://www.medaon.de/pdf/medaon_23_sibold.pdf) [dd.mm.yyyy].

**Zur Rezensentin** Noëmi Sibold studierte allgemeine Geschichte, Jura und Politikwissenschaften an den Universitäten Basel und Bern und promovierte mit einer Studie zur Geschichte der Juden in Basel in den 1930er bis 1950er Jahren. Zurzeit arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin der Direktorin der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz.